



Blondes Gift

Text

TOBIAS HABERL

Fotos

JELKA VON LANGEN

Die österreichische Kabarettistin Lisa Eckhart arbeitet hart an der Grenze des Sagbaren. Und überschreitet sie lustvoll. Eine Begegnung in Leipzig

Lisa Eckhart, 27, liebt Zigaretten – und Versace. Im Netz fahndet sie stundenlang nach Einzelstücken aus älteren Kollektionen.

Man wird etwas nervös, wenn man vor einem Treffen mit Lisa Eckhart liest, was in den vergangenen Wochen über sie in der Zeitung stand: Sie gehe »über Leichen«, geriere sich als »kalte Fassade ohne Risse und ohne Mitleid für oder auch nur Interesse an Menschen«, überhaupt sei sie von »einer bis zur Ignoranz hinüberkippenden altösterreichisch-aristokratischen Arroganz«, so abgehoben wie Falco, so sadistisch wie Christoph Waltz in seiner Rolle als SS-Standartenführer Hans Landa in *Inglourious Basterds*.

Den Rest kennt man aus dem Öffentlich-Rechtlichen, wo sie längst so verlässlich auftaucht wie Jörg Pilawa: ihre ganz und gar nicht kleinkunsthafte Erscheinung, groß, bleich, ostentativ mager. Das platinblonde Köpfchen, die Versace-Kleider, die Flamboyanz, der Domina-Blick, der einem sofort das Gefühl gibt, etwas falsch gemacht zu haben. »Wenn Sie mich nach der Show zufällig sehen und ein bisschen aufdringlich werden wollen, bitte: Fassen Sie mir an die Brüste – aber duzen Sie mich nicht.« Mit diesen Worten beendete sie Auftritte, bevor die Corona-Pandemie auch sie zum Schweigen brachte.

Treffpunkt ist Leipzig, wo sie seit zwei Jahren lebt, aber ein neutraler Ort. Man einigt sich auf das Gelände der Baumwollspinnerei: Kopfsteinpflaster, Fabriketagen, flirrende Hitze. Punkt zwölf Uhr fährt ein Wagen vor, die Beifahrtür springt auf, heraus tritt eine Mischung aus Marlene Dietrich und Marilyn Manson. Ein schwarzes Wesen auf Plateauschuhen, in hautenger Lederhose und einem Oberteil aus PVC-Platten, das spinnenartig auf einen zustakt, mit jedem Schritt größer wird, schließlich vor einem steht, eine Flasche Rotkäppchen-Sekt aus der Handtasche zieht und tatsächlich: lächelt. Man seziert dieses Lächeln nach List, Koketterie, Provokation, aber nein, da ist nichts, das Lächeln von Lisa Eckhart ist einfach nur freundlich.

Vor zwei Jahren saß Lisa Eckhart, Kabarettistin, Steirerin, in der Late-Night-Show *Willkommen Österreich*. Auf die Frage, wann ihre Berühmtheit begonnen habe, antwortete sie: mit der Geburt. Die Menschen hätten nur sehr lange gebraucht, um das zu verstehen. Mittlerweile scheinen sie es kapiert zu ha-

ben. Eckhart tritt in den größten Hallen auf, manchmal an mehreren Tagen hintereinander in denselben, weil sie so viele Menschen sehen, ach was, erleben wollen. Sie ist aufseherregend, verstörend, nie langweilig, oft eine Zumutung, immer ein Gesamtkunstwerk, eine Art österreichische Mini-Medusa. Wenn die Corona-Lage es zulässt, ist sie in den nächsten Monaten auf Tour: neunmal Berlin, viermal Wien, zweimal Zürich, um die 90 Auftritte insgesamt.

Es gibt also ein paar Gründe, diese Frau persönlich kennenzulernen. In den vergangenen Wochen sind zwei dazugekommen: Sie hat einen bösen und lustigen Roman mit dem Titel *Omama* geschrieben, der die teils wahre, teils fiktionalisierte Lebensgeschichte ihrer Großmutter erzählt und im Jahr 1945 mit dem Satz einsetzt: »Helga, schnell, die Russen kommen!« – vielleicht ja ein schelmischer Gruß an alle, die ihr Besessenheit

von der Nazi-Zeit nachsagen. Zweitens stand diese zarte Person vor ein paar Wochen im Auge eines so heftigen Shitstorms, dass man sich schon mal erkundigen kann, ob was kaputtgegangen ist, die Seele oder das Selbstbewusstsein, das ein Kritiker mal als »adipös« beschrieben hat.

In der Satiresendung *Mitternachtsspitzen* hatte Eckhart laut mit dem Gedanken gespielt, ob die MeToo-Bewegung vielleicht antisemitisch sei. Es sei doch nur recht, wenn man jüdischen Männern wie Harvey Weinstein, Roman Polanski und Woody Allen gestatte, ein paar Frauen auszugreifen. Mit Geld sei da ja nichts gutzumachen. Denn Juden Reparationen zu zahlen, das

sei ja wie Didi Mateschitz eine Dose Red Bull auszugeben.

Die Empörung war enorm, vor allem in den sozialen Netzwerken. Ein Kritiker schimpfte, sie trample auf den Gräbern der Ermordeten und den Nerven der Lebenden herum. Der Antisemitismusbeauftragte der Bundesregierung verurteilte den Monolog als »geschmacklos«. Dabei hatte sich eineinhalb Jahre lang kein Mensch von Eckharts Sätzen angegriffen gefühlt, die sie schon 2018 zu idealer Sendezeit im WDR zum Besten gegeben hatte. Skandalös wurden sie erst, als sie im April 2020 von irgendeinem Algorithmus in irgendeine Timeline gespült und reaktiviert worden waren, wie eine Fliegerbombe, die erst Jahre nach ihrem Abwurf detoniert.

Sie ist eine Art österreichische Mini-Medusa

Und jetzt ist Lisa Eckhart nicht mehr die mutige Frau im männerdominierten Kabarett, die einen Kleinkunstpreis nach dem anderen abräumt, sondern die fragwürdige Komikerin, die um der Aufmerksamkeit willen antisemitische Pointen setzt. Dabei sprengt sie seit Jahren verlässlich die Grenzen des guten Geschmacks und der politischen Korrektheit: »Sie jubeln mir zu, diese Deutschen! Einer an Kunsthochschulen abgelehnten, grantelnden Österreicherin. Sie lernen einfach nicht dazu.«

Solche Provokationen unterlaufen ihr nicht, sie setzt sie gezielt, um eine dünnhäutiger werdende Gesellschaft und die identitätspolitischen Befindlichkeiten der Spätmoderne zu attackieren, mal elegant und klug, mal bössartig, krass, geschmacklos. Lisa Eckhart macht da genüsslich weiter, wo andere aufhören: Körperflüssigkeiten, Sex mit Tieren, Minderheiten. Sie sagt »Eskimos«, sie sagt »Japsen«, sie sagt »Neger«, aber nie im persönlichen Gespräch, nur auf der Bühne, in einer Art ironisch-distanzierenden Meta-Sprache, und erklärt es damit, dass sie ihre weißen Zuschauer zum Nachdenken auffordern wolle, ob es ihnen vielleicht nur um das eigene und nicht um das Unbehagen der Minderheiten gehe. In einer Late-Night-Show hat sie mal ein leidenschaftliches Plädoyer für echten und gegen künstlichen Pelz abgegeben. Weil sie die Ideologie, den Anblick eines toten Tieres geil zu finden, ohne das tote Tier in Kauf nehmen zu wollen, abstoßend finde, da könne man ja gleich eine SS-Uniform ohne Totenkopf anziehen. Man kann schon sagen, dass sie kaum eine Gelegenheit zur Provokation auslässt und die Grenzen des Sagbaren umso lustvoller auslotet und gelegentlich überschreitet, je leidenschaftlicher unsere Alltagssprache gerade nach Unkorrektheiten durchforstet wird.

Ihre Fans sagen: Sie entlarvt unsere Resentiments. Ihre Kritiker: Sie reproduziert und verstärkt sie. Ihre Karriere fußt geradezu auf einem Phänomen, das Soziologen als »gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit« bezeichnen, der Zersplitterung einer pluralistischen werdenden Gesellschaft in Milieus, die sich immer militanter bekriegen. Und jetzt also dieses Treffen, um herauszufinden, wer diese Frau eigentlich ist und ob auf dem Grund ihrer Boshafigkeiten tiefe Moral oder einfach nur Unverfrorenheit lagern.

Erster Eindruck nach der obligatorischen Corona-Plauderei: Lisa Eckhart ist eine distanzierte Person, aber nicht auf eine hochnäsige, sondern eine respektvolle Art. Sie wirkt wärmer und nahbarer als in ihren Pro-

grammen, ohne ihre elitäre Bühnenpersönlichkeit zu verleugnen. Dieser Shitstorm, sagt sie, dieser Vernichtungswille, habe sie schon angefasst: »Wer behauptet, dass einen solcher Hass kaltlässt, lügt oder ist psychisch derangiert.« Sie sei die Passage aber trotzdem noch mal selbstkritisch durchgegangen und zu dem Schluss gekommen, dass sie wieder alles genauso sagen würde.

Gleich in den ersten Minuten fallen auf: ihre enorme Gedankengeschwindigkeit, die vulgär langen Fingernägel, die makellosen Manieren, die altertümliche Ausdrucksweise. Lisa Eckhart produziert ausnahmslos gedrechselte Sätze, manchmal klingt sie wie eine Gräfin aus dem 19. Jahrhundert: »Es obliegt mir nicht zu beurteilen«, »Dem ist gewiss so«, »Ich bin keinem Hobby anheimgefallen«. Typische Eckhart-Sätze. Anfangs stolpert man über sie, fahndet nach einem ironischen Unterton, irgendwann kapituliert man: Die Frau redet einfach so, und es wirkt nicht, als müsste sie sich dafür anstrengen. Es ist eher umgekehrt: Ein Wort wie »cool« würde aus ihrem Mund sofort affig klingen. In der Schule, erzählt sie, habe sie Latein und Altgriechisch geliebt. »Weil es Kunst und keine Befindlichkeitssprachen sind.« Smalltalk auf Latein? Gehe halt nicht. Da frage keiner: »Hey, wie geht's?«, sondern nur: »Hat er nun den Rubikon überschritten oder nicht?«

Lisa Eckhart ist eine unzeitgemäße Person. Sie ist nicht auf Instagram, Facebook, Twitter. Die Gegenwart bäugt sie eher kritisch, die meisten Menschen auch. »Ich schenke Freunden gern die Aufmerksamkeit, die sie verdienen«, sagt sie, »in meinem Fall reicht das für zwei, eine davon ist meine Mutter.« Kaffeeplaudereien, Lunch-Termine, WhatsApp-Flirts – mag sie nicht, hat sie nicht, empfindet sie als »Halbherzigkeiten«. Lieber schreibt oder liest sie, Lacan, Nietzsche, Žižek, in den Corona-Wochen habe sie viel Playstation gespielt. Und das ist natürlich alles ein wenig kokett, aber man hat den Eindruck, dass sie eher übertreibt als lügt. Dass ihr Ästhetizismus keine Rolle, sondern Le-

bensform und Rebellion gegen einen Zeitgeist ist, der selbst Kunst gnadenlos authentisch und moralisch besenrein halten möchte. »Wenn Demokratie dazu führt, dass sich ein Volk selbst entmündigt, braucht es wohl eine Diktatur, die es zur Freiheit zwingt«, hat sie mal auf der Bühne gesagt. Es wirkt so, als wäre Lisa Eckhart gern diese Diktatorin. Ihr Roman zum Beispiel sei von einigen Verlagen mit dem Argument abgelehnt worden,



Lisa Eckhart

geboren 1992 in Leoben (Steiermark), war früher Poetry-Slammerin und zählt heute zu den erfolgreichsten und umstrittensten Kabarettisten deutscher Sprache. Nach Graz, Paris, London und Berlin lebt sie inzwischen in Leipzig. Ihr aktuelles Programm trägt den Titel *Die Vorteile des Lasters*. Ihr Debütroman *Omama* ist gerade erschienen.

bensform, die ersten Jahre verbringt sie bei ihren Großeltern, proletarisch, bildungsfern, »tyrannisch geliebt«, mit sechs zieht sie zu ihrer Mutter nach Graz, nach der Matura (Notenschnitt 1,0) weiter nach Paris, wo sie an der Sorbonne Germanistik und Slawistik stu-

diert. Von dieser anmutigen Stadt, sagt sie, habe sie aber kaum etwas gehabt. Sie habe rund um die Uhr gelernt und gelesen. Ihr hehres, aber zum Scheitern verurteiltes Ziel sei es gewesen, den kompletten Kanon der deutschen und russischen Literatur abzuarbeiten. »Und ich wollte Französisch perfekt beherrschen. Ich saß zusammen mit vielen Kakerlaken in einer Neun-Quadratmeter-Garçonnière und habe das Wörterbuch durchgearbeitet, Vokabel für Vokabel, von A bis Z.«

Nach dem Bachelor geht sie nach London, unterrichtet ein Jahr lang Französisch, dann weiter nach Berlin, schreibt eine 300-seitige Masterarbeit über das Thema Weiblichkeit und Nationalsozialismus und, als die abgelehnt wird, einfach noch eine über die Figur des Teufels in der deutschsprachigen Literatur. Ob sie gern die Beste sei? »Ja«, sagt sie und schiebt hinterher: »Ich finde das ja richtig bescheiden in einer Zeit, in der jeder einzigartig sein will.« Nach dem Studium bewirbt sie sich an einem Dutzend Schauspielschulen und wird jedes Mal abgelehnt. Begründung: Sie könne schon spielen, aber halt nur sich selbst. Ein paar Wochen später nimmt sie an einem Poetry-Slam in Berlin teil, scheidet in der ersten Runde aus und ruft noch am selben Abend ihre Mutter an: »Mama, ich weiß jetzt, was ich machen möchte.«

Auf Youtube gibt es ein Video von den deutschsprachigen Poetry-Slam-Meisterschaften 2015. Dort kann man sehen, wie Lisa Eckhart früher war: noch ein bisschen unausgereift und nervös, eine Studentin, die sich ausprobiert. Alles in allem ein sehr menschlicher Auftritt, der ihr Talent aber schon offenbart, auch das zur Verstörung: »Wie Kinski« heißt es in den Kommentaren. Ein User schreibt: »So ein sicker Text!«, ein anderer: »Lisa, Sie machen mir Angst – aber auf eine sehr attraktive Art.«

Fünf Jahre später ist die Transformation zur Halbgöttin, die von oben auf ihr Publikum herablamentierte, abgeschlossen. In der *Zeit* stand, sie verkörpere evolutionäre Führerschaft und rede zu ihrem Publikum wie zu einem Schlamassel, in dem sie selbst nicht sitze. Ihre Lieblingseinleitung geht so: »Dass ich heute Abend bei Ihnen sein darf, freut



Eckhart – nicht auf dem Weg zu einer Fetisch-Party, sondern an einem Mittwoch.

Distanzierung von ihrem Publikum. In den gelungensten Momenten entsteht eine sadomasochistische Symbiose, die beide beglückt: die Künstlerin und ihre Zuschauer.

Sie sagt es ja selbst: »Das Publikum ist mein Feind.« Aber man solle das bitte nicht falsch

verstehen. Sie sage das aus einer großen Liebe heraus, weil sie die Hoffnung für diese Menschen noch nicht fahren gelassen habe. Sie sei kein Freund des »hinterfotzigen Kabarett«, das über Menschen herziehe, die nicht im Saal seien. Die Form des Kabarett, bei der sich der Satiriker und das Publikum gegenseitig versicherten, auf der richtigen Seite zu stehen, interessiere sie nicht. Richtig schlimm finde sie: »Künstler, die kein Risiko eingehen, sich nicht gefährden und ihrem Publikum nicht die Möglichkeit zur Selbstreflexion geben.« Da wisse man am Ende oft nicht mehr, ob es sich noch um Satire oder schon um Propaganda handle. Und ja, ihr fielen schon Beispiele ein, aber öffentlich über Kollegen herziehen, das gehöre sich nicht. Auf jeden Fall sei es ihr ein Rätsel, warum sich heutzutage so viele unter Satire eine Art Wellness vorstellten. »Satire ist ein ungemütliches Genre. Satire ist böse. Und wer dafür zu zimperlich ist, möge bitte zu Hause bleiben. Man tanzt doch auch nicht Pogo, wenn man an Osteoporose leidet.«

Nach einer Stunde: Raucherpause und das sichere Gefühl, diese Frau ist keine Ulknudel. In keinem Moment erinnert sie an Cindy aus Marzahn oder Michael Mittermeier, eher an Elfriede Jelinek, Michael Haneke, Michel Houellebecq. Wie diese hat sie sich der menschlichen Grausamkeit verschrieben, wie diese wird sie leidenschaftlich verehrt und abgelehnt, wie diese wirkt sie auf Menschen, die Werk und Person gleichsetzen, empathielos, vielleicht sogar zynisch. Sie selbst fügt noch den Regisseur Ulrich Seidl an: »Weil er einem dieses irre Lachen entlockt, die letzte Stufe des Entsetzens.«

Arbeitet man ihre Texte gewissenhaft durch, wirkt es nicht so, als gehe es ihr darum, bestimmte Menschengruppen gezielt zu desavouieren. Dafür scheint ihre Verachtung für alle Formen menschlicher Heuchelei zu umfassend. Gut möglich, dass sie in Wahrheit eine desillusionierte Idealistin ist. Fast alles, was Lisa Eckhart sagt, ist durchzogen von einer Kränkung darüber, dass sich die Spezies Mensch mit »maßloser Mittelmäßigkeit« zufriedengibt, dass sie »keine Leidenschaft mehr aufbringt außer für das große Projekt der

mich sehr für Sie.« Fragt man sie nach anderen Kabarettistinnen oder Kabarettisten, die sie gut findet, schweigt sie lange, lächelt über sich selbst, weil ihr niemand einfällt, und sagt dann: »Hätte ich keine Leerstelle empfunden, hätte ich mich wohl nicht berufen gefühlt, sie zu füllen.« Erst Minuten später kommt sie auf die Frage zurück. Ihr sei doch jemand eingefallen: Helge Schneider. »Weil er so kunstvoll in der Wunde der Sinnlosigkeit und unserer Sterblichkeit bohrt.«

Lisa Eckhart hat die Gesetze der Kleinkunst umgedreht: Während sich fast alle Komiker mit ihrem Publikum gemein machen, klafft zwischen ihr und ihren Zuschauern

ein tiefer Graben. »Ich bin nicht wie ihr« – sie würde diesen Satz nicht sagen, gerade deswegen steht er im Raum. Sie verkörpert die Obrigkeit, alle anderen sind kritikwürdig. Im Gegensatz zu den meisten anderen Kabarettisten sind das bei ihr nicht nur Wirtschafts-bosse, Björn Höcke und Donald Trump, sondern Bauernmarktbesucher, Netflix-Schauer, Grünen-Wähler, Kabarettgänger und überhaupt alle Menschen, die davon überzeugt sind, dass sie recht und alle anderen unrecht haben. Man könnte auch sagen: Menschen, die tatsächlich glauben, was sie denken und vor allem fühlen. Ihre Auftritte basieren nicht auf Verbrüderung mit, sondern auf

Selbstverwirklichung«. Diese Frau ist nicht minderheiten-, eher menschen-, vor allem durchschnittsmenschenfeindlich. Sie verachtet quer durch Milieus und die Menschheitsgeschichte. Richtig sicher fühlen sollte sich niemand, auch nicht vor überraschenden Solidaritätsanfällen. In *Omama* gibt es zum Beispiel einen Satz, für den werden sie vielleicht sogar einige Feministinnen, die von Eckhart sonst schon mal als »junge, weiße Gören« herabgewürdigt werden, für zehn Sekunden lieben: »Jede Frau ist alleinerziehend, insbesondere die mit Mann.«

Lisa Eckhart raucht ihre Zigarette nur zur Hälfte, drückt sie sorgfältig aus, schenkt Sekt nach, nimmt wieder Platz und schlägt die Beine übereinander. Zu keinem Zeitpunkt wirft sie einen Blick auf ihr Handy, bis zum Schluss ist nicht klar, ob sie überhaupt eines besitzt. »Wir können so lange sprechen, wie Sie wollen«, sagt sie, »ich habe mir nichts vorgenommen, ich habe Zeit.« Und wie sie da so sitzt, grazil ein Schlückchen nach dem anderen trinkt, vor sich hin lächelt und man einfach nicht erkennt, was daran selbstironisch ist und was nicht, da hält man es nicht mehr aus und fragt einfach mal direkt, ob sie gelegentlich die Kontrolle verliere, zum Beispiel besoffen sei? Ihre Antwort: »Na ja, ungestiös sollte es nicht werden, aber ich möchte die Saturnalien nicht missen.«

Lisa Eckhart ist ein Dandy. Sie lebt nicht nach moralischen, sondern ästhetischen Kategorien. Sie mag: Schönheit, Anstand, Respekt, Disziplin, Bildung. Sie mag nicht: Bequemlichkeit, Weinerlichkeit, Larmoyanz, Heuchelei und das ständige Sich-Berufen auf eine heftig empfundene Identität.

Um zu erklären, was sie damit meint, erzählt sie die Geschichte, wie sie in der Pubertät fünf Jahre lang mit ihrem Geschlecht gehadert habe: »Ich gab mich gern als Junge aus und wurde auch gern als Junge angesprochen.« Im Gegensatz zu heute sei das aber nicht thematisiert, ja nicht einmal problematisiert worden. Schon gar nicht habe ihre Mutter mit einem gewissen Stolz darüber gesprochen, als ob ihre Tochter mit ihrer vorübergehenden Intersexualität eine überlegene Seins-Stufe erreicht habe. Die Phase sei einfach vorübergegangen und von der nächsten abgelöst worden: »Auf einmal war

ein Dekolleté möglich. Das habe ich ausgereizt.«

Man kann davon ausgehen, dass sie weiß, wie pauschalisierend solche Sätze sind, aber sie äußert sich halt lieber unkorrekt als langweilig. Eckhart hält sich nicht mit Einzelschicksalen auf, sie denkt systemisch. Dass sich einzelne Menschen unverstanden oder verletzt fühlen, nimmt sie als Kollateralschaden in Kauf. Ihr Thema sind gesellschaftspolitische Zusammenhänge, keine individuellen Befindlichkeiten. Dabei bleibt sie weitgehend unideologisch, schlägt sich weder auf die linke noch auf die rechte Seite, sucht eher nach dem vermeintlich Wahren als dem offensichtlich Richtigen.

Lisa Eckhart ist ehrgeizig, eine Arbeiterin und Perfektionistin, aber nicht im neoliberalen, sondern im faustischen Sinne: »Ich strebe danach, besser zu werden«, sagt sie. Die permanente Aufforderung des Zeitgeists, einfach nur so zu sein, wie man sich fühle, »dieses fötale Suhlen im Urzustand«, finde sie problematisch. Als sie im Fernsehen mal gefragt wurde, warum sie so extravagante Kleidung trage, sagte sie: »Ich finde diese Kleidung für die Bühne angemessen«, und kurz wirkte es, als wollte sie einen Witz

machen, aber man sieht an ihrem Blick, dass sie es ernst meinte. Manchmal sei sie richtig enttäuscht, wie die Zuschauer bei ihren Auftritten gekleidet seien: »Als säße ich in ihrem Wohnzimmer.« Und je länger man mit ihr spricht, desto dringlicher ahnt man: Diese theatralische Person ist keine Kunstfigur, sondern die echte Lisa Eckhart. Die Inszenierung ist ihr Alltag. Die Bühne ihr Leben. Und sollte es jemals eine andere Lisa Eckhart gegeben haben, ist sie nach und nach hinter dieses flamboyante Wesen zurückgetreten und am Ende verschwunden. Eine Zeitlang habe sie gedacht, sie könne so etwas wie ein Privatleben haben und darin Erfüllung finden. Heute wisse sie: »Es ist das Werk, für das ich lebe. Und wenn Sie mich mal in einer Pyjamahose auf

dem Sofa erwischen, können Sie sicher sein, dass es sich um eine Inszenierung handelt.«

Am Ende stellt man ihr natürlich die Frage aller Fragen: Darf Satire alles? Es ist das zweite Mal, dass sie nicht sofort antwortet, sondern mehrere Sekunden lang überlegt. »Ja«, sagt sie, »solange sie gut ist.« Und gut sei sie, wenn sie an formalen Kriterien

festhalte: »Ich glaube, dass die Form auch den bösartigsten Inhalt in Schranken hält und ihm Menschlichkeit verleiht.« Ob sie das genauer erklären könne? »Na ja, mir wird oft Manieriertheit vorgeworfen, aber alleine aus dem Wort sind Manieren nicht wegzu-denken.« Das Authentische hingegen, also das Unzivilisierte, entgleite da wesentlich leichter, weil es von keiner Form an der Eskalation gehindert werde.

Das Problem sei, dass man heute nur noch auf die Künstler und nicht mehr auf die Kunst schaue, dass man alles zusammenwerfe: den Menschen, die Rolle, die Texte. Warum zum Beispiel habe niemand gefordert, Peter Handke den Literatur-Nobelpreis nicht zu verleihen, weil er schlecht schreibe? Sie finde problematisch, dass man so lange für die Autonomie der Kunst gekämpft habe und sie nun zum Instrument von Pädagogik verkommen lasse. »Wir sind dabei, die Kunst zu verraten«, sagt sie, aber das Bedauern werde vermutlich nicht groß sein. Sie könne sich gut vorstellen, dass man sich, wenn es so weitergehe, in wenigen Jahren nicht mehr daran erinnern könne, was das mal bedeutet habe: Kunstfreiheit.

»Ich brauche mündige Erwachsene, die ihr Recht auf geistige und vielleicht sogar körperliche Unversehrtheit an der Garderobe lassen, die sich mir ausliefern und Genuss daran finden«, hat sie mal gesagt. Gerade wurde Lisa Eckhart nach Protesten von einem Literaturwettbewerb in Hamburg ausgeladen, dabei erinnert sie uns daran, dass nicht alles, mit dem man nicht einverstanden ist, sofort entsorgt, abgeschafft, sanktioniert werden muss. Dass man Provokationen nicht nur anprangern, sondern auch debattieren, aushalten, weglächeln, ignorieren kann. Man hat das mal Souveränität genannt. Vor Kurzem warnte ein Kritiker, das Kabarett müsse aufpassen, dass es nicht zur Wutbürgerhölle verkomme. Sollte es so weit kommen, kann man davon ausgehen, dass Lisa Eckhart nicht mehr dabei wäre. Eine Wutbürgerhölle, bei der es nicht mehr um Unterhaltung, sondern nur noch ums Recht haben ginge – das wäre ihr zu simpel, zu unelegant, irgendwie zu ungestiös.



TOBIAS HABERL

Tobias Haberl hat in Eckharts Roman mehrere Wörter kennengelernt, die er so charmant findet, dass er sie sich unbedingt aneignen will: Spompanadeln (Sperenzchen), verwordagelt (aus der Form geraten), Zumpferl (Penis).

Kunst, findet sie, erfordert den Willen zur Form